

Plattformen für Bildung?

Chancen und Grenzen digitaler Technologien in pädagogischen Handlungsfeldern

Christian Leineweber, Sandra Hofhues, Ulrike Lucke und Julia Schütz

Abstract: *In diesem Gespräch äußern sich Sandra Hofhues, Professorin für Mediendidaktik an der FernUniversität in Hagen, Ulrike Lucke, Professorin für Komplexe Multimediale Anwendungsarchitekturen an der Universität Potsdam, und Julia Schütz, Professorin für Empirische Bildungsforschung an der FernUniversität in Hagen, aus verschiedenen Perspektiven zum Thema »Plattformen für Bildung«. Gemeinsam blicken sie auf Chancen und Grenzen digitaler Technologien in pädagogischen Handlungsfeldern. Moderiert wurde das Gespräch von Christian Leineweber, Juniorprofessor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Bildung und Digitalität an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.*

Schlagwörter: *Plattformen; Bildung; Verbundprojekt; Standards; Standardisierung; BIRD*

Christian Leineweber: Der Plattformbegriff ist in aller Munde. Verschiedene Wissenschaftsdisziplinen haben den Begriff inzwischen ganz unterschiedlich besetzt. Interessant wäre daher zunächst einmal: Was versteht Ihr als Forschende aus verschiedenen disziplinären Feldern darunter?

Ulrike Lucke: Ich schaue aus einer technischen Perspektive auf das Thema. Für mich ist eine Plattform eine technische Vorrichtung zum Makeln zwischen Anbieter*innen- und Nachfrageseite, was auch immer da gemakelt wird. Zum Beispiel ist Uber eine Plattform zum Makeln von Leuten, die Fortbewegungsmittel haben und anderen Leuten, die von A nach B wollen. Oder Amazon ist eine Plattform zum Makeln von Leuten, die etwas verkaufen wollen und Leuten, die etwas suchen. Lernplattformen makeln Bildungsangebote mit Leuten, die etwas lernen wollen. Und in dem Zusammenhang sehe ich auch unsere Arbeit in »Mein Bildungsraum« – ehemals unter der Bezeichnung »Nationale Bildungsplattform« geführt – angesiedelt.

Julia Schütz: Also ich habe mir im Vorweg wenig Gedanken dazu gemacht, außer beim Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), bei dem Eik Gädeke und ich unsere Arbeitsgruppe organisiert haben. Aus professionstheoretischer oder -praktischer Sicht mit Bezug auf Lehren und Lernen haben wir die Plattform als neues oder weiteres Strukturmerkmal verortet in der Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden. Also unter diesem Fokus Bildungsplattformen angeschaut. Und das finde ich deswegen besonders interessant, weil es in Lehr-Lern-Kontexten etwas gibt, was wir als pädagogisches Arbeitsbündnis bezeichnen. Und durch diese Plattformen, die für mich erst einmal nur ein Strukturmerkmal darstellen, ergibt sich eine Barriere oder ein Hindernis oder etwas, das von beiden Seiten, von Lehrenden und Lernenden, in irgendeiner Form bearbeitet werden muss. Das ist sozusagen die professionstheoretische Brille, die ich aufhabe.

Ulrike Lucke: Finde ich spannend, dass Du das als Hindernis umschreibst, weil es bei mir gerade nicht die Verhinderungs-, sondern die Ermöglichungsstruktur ist, in meiner Denke. Also so wie die Schule die Bühne ist, auf der sich Lehrer*innen und Schüler*innen treffen und interagieren können, wäre für mich die Plattform jetzt auch im Bildungssinne – dann eben online – die Bühne, auf der sich die Seiten treffen können, aber nicht als Hindernis gedacht. Das finde ich spannend.

Julia Schütz: Ein Hindernis ist es hier sozusagen, da viele Lernende das als Hindernis oder Barriere in der Kommunikation, in der Interaktion mit den Lehrenden wahrnehmen. Aber ich denke auch, es ist genauso Hindernis wie auch Ermöglichung, überhaupt darüber kommunizieren zu können, wenn man jetzt an Lehr-Lernumgebungen denkt. Aber genau das ist ein Ergebnis der Studie zu studentischen Lebenswelten von Sandra Hofhues und Kolleginnen (2020).

Ulrike Lucke: Es vermittelt. Weil es nicht unmittelbar die Interaktion zulässt wie eine Bühne im sprichwörtlichen Sinne, sondern doch nur übersetzt.

Sandra Hofhues: Und Medienpädagogik spricht dieses Dazwischen an. Als erziehungswissenschaftliche Subdisziplin ist sie in der Lage, die technischen Entwicklungen wahrzunehmen; Medienpädagogik kennt aber natürlich die möglichen Hürden, Hindernisse, Probleme und nicht zuletzt auch die Chancen, die technische Entwicklungen jeder Art mitbringen. Als Medienpädagogin denke ich somit unmittelbar an Plattformen, die uns in unserem Alltag begegnen. Allein in meinem Berufsalltag begegnen mir alle möglichen Plattformen, wo ich als Wissenschaftlerin selbst etwas eintragen soll, um ein Beispiel zu geben. Es gibt auch Plattformen, bei denen ich interagieren soll. Und es gibt Lernplattformen, wo ich etwas quasi aktiv tun soll. Auf diesen Plattformen soll ich mich gleichermaßen souverän wie kommunikativ bewegen. Zugleich muss ich mich involvieren, weil ich nur dann etwas zurückbekomme, wenn ich mich gewissermaßen ganz hineinbegebe. Durch die Layer-Struktur von Plattformen blicke ich als Mensch und auch als Lernende allerdings gar nicht mehr durch, was ich da eigentlich tue. Wenn wir ehrlich sind, soll ich gemäß User Experience Design ja auch gar nicht merken, wie aktiv ich eigentlich bin oder wie selbst- oder fremdbestimmt mein Handeln letztlich ist. Ist das eigene Handeln

womöglich viel passiver, als mir in Erzählungen zugetragen wird, während ich noch fleißig über einzelne Interfaces kommuniziere? Das skizzierte und allenfalls vermeintliche Vermitteln zwischen den Welten hinterlässt bei mir daher große Fragezeichen. Was bedeutet es für die Art und Weise, wie frei ich als Mensch sein kann, wenn durch die vielen Layer, aber auch durch viele Player im Grunde genommen Super-Plattformen entstehen?

Ulrike Lucke: Da kommen Machtstrukturen ins Spiel.

Sandra Hofhues: Genau.

Christian Leineweber: An dieser Stelle würde ich direkt den Faden aufnehmen. Ihr habt zunächst die Strukturen von Plattformen als Zusammenspiel von Ermöglichung und Hindernis beschrieben und dabei auch auf die technischen Vorbedingungen verwiesen. Dadurch wird zwangsläufig sichtbar, dass in Plattformen immer auch technische Vorstellungen von der Welt eingeschrieben sind. Was denkt Ihr: Wie wird die Welt, in der wir leben oder in der wir lernen, designt bzw. durch Plattformen (mit-)gestaltet?

Ulrike Lucke: Ich denke, nicht eine Plattform gestaltet, sondern am Ende sind es Menschen, die gestalten. Hinter jedem technischen Ding, das erschaffen wurde, stehen Menschen, die es erschaffen haben oder betreiben. Also sie gestalten dann indirekt. Nicht die Plattform – der würde ich diese Macht einfach nicht zusprechen.

Julia Schütz: Gehe ich mit.

Sandra Hofhues: Also ich würde gerne ein bisschen Salz in die Suppe hineinstreuen. Gerade weil wir gar nicht mehr wissen, was wir da alles so genau tun, sind Plattformen Mitgestalterinnen unserer Welt. Die Frage ist daher für mich, wer oder was eigentlich Plattformen sind. Wie müssten wir der Tendenz entgegenwirken, dass Plattformen algorithmische Strukturen aufweisen, die eine Handlungsmacht haben? Sie nehmen Einfluss darauf, was ich auf der Plattform machen kann. Und das, was ich da jeweils so tue, bestimmt gleichermaßen mein Denken über etwas. Es gibt ja viele Beispiele, inwieweit Wege auf Plattformen vorgezeichnet sind – auch in dem Projekt, das uns zusammenführt. Und wenn ich mir das als Beispiel vor Augen führe, dann nehme ich dort ja erst einmal wahr, dass ein bestimmter Weg möglich ist und ein anderer nicht. Was macht es mit mir, wenn ich als Mensch explizit wahrnehme, einen Weg gehen zu können und einen anderen nicht? Nicht nur diese Frage kristallisiert sich an Plattformen für Bildung. Wir kennen alle die Akteur-Netzwerk-Theorie, die letztlich ein brauchbares Denkwerkzeug ist, um darüber zu reflektieren, welche Macht Plattformen auf uns ausüben.

Julia Schütz: Aber im Ursprung steht der Mensch sozusagen, das ist das, was Du meintest, Ulrike.

Ulrike Lucke: Ich würde die Plattform nicht personifizieren, diese ist für mich keine handelnde Akteurin, sondern sie bleibt ein Objekt. Sie ist kein Subjekt. Das Buch macht auch etwas mit mir, wenn ich es lese. Ich kann mich entscheiden, den einen oder den ande-

ren Weg zu gehen, ein Kapitel zu überblättern, flüchtig oder oberflächlich, Bild angucken oder Text angucken oder beides. Und ich sehe den Unterschied zwischen Buch und Plattform grundsätzlich schon, aber nicht in dieser Art, wie es sich jetzt auf meine Entscheidungsfindung auswirkt. Ich würde auch das Buch nicht zum Akteur machen wollen, aber da ist jemand, der* die hat dieses Buch geschrieben und der* die hat eine Absicht, der* die wollte vielleicht in mir etwas bewirken. Und jemand hat es mir verkauft, hatte eine andere Absicht. Oder meine Lehrerin hat es mir gegeben, ich soll es lesen. Die Menschen, die uns und diese Objekte miteinander in Bezug setzen, diese haben Absichten. Denen schreibe ich Macht zu.

Christian Leineweber: Hier würde ich gerne rückfragend einhaken, da vor allem digitale Plattformen auch in größeren Plattformökonomien angesiedelt sind. Wie ist der Aspekt zu bewerten, dass diese oftmals lediglich durch einige wenige mitgestaltet werden, die ohnehin schon über eine große Macht verfügen?

Ulrike Lucke: Ich finde an der Dimension Ökonomie sieht man sehr schön, dass die Plattform nicht der Akteur ist. Die Plattform hat ja nicht das Bankkonto. Das Bankkonto hat der, der die betreibt oder besitzt oder wie auch immer wirtschaftlich aktiv ist, nicht die Plattform selbst. Und ja, diese Macht äußert sich am Ende auch durch eine finanzielle Macht oder durch Einnahmen. Mehr als »Ja« sagen kann ich da gerade gar nicht. Ja, das wirkt. Auch das ist nichts Neues. Auch in anderen Zeiten haben andere (ökonomische) Strukturen auf Bildung eingewirkt; ich denke an Kirchen oder Schulbuchverlage. Es kommt jetzt nicht überraschend, dass das im digitalen Zeitalter auch passiert. Natürlich mit anderer Wucht, Wirkungsreichweite.

Christian Leineweber: Inwiefern stellt vor diesem Hintergrund gerade die Nationale Bildungsplattform womöglich auch eine Chance dar? Für uns im Allgemeinen, aber auch im Kontext von Bildung?

Ulrike Lucke: Wenn ich wieder bei meinem Begriff Vermitteln bleibe: Sie kann unterstützen, Dinge, Menschen, Akteure zu vermitteln, die ohne sie nicht oder nicht so leicht miteinander in Kontakt gekommen wären. Wenn das Bildungszwecken dient, ist das für mich erst mal eine Chance. Wie überall, wo es Chancen gibt, gibt es Risiken. Man kann alles missbrauchen. Auch einen Bleistift. Das gilt es vorab zu durchdenken und einzuhegen. Bevor man da wirklich sehr ins Detail gehen kann, wo genau Risiken, Missbrauchsmöglichkeiten liegen, müsste man erst mal versuchen zu schärfen, was genau eigentlich diese Vision ist, die hinter einer Nationalen Bildungsplattform, oder wie auch immer sie später mal heißen wird, dann steht. Ich glaube, diese eine klare Vision gibt es nach wie vor nicht. Wir können verschiedene Richtungen von Visionen ableiten aus dem, was gesagt und geschrieben ist. Aber ich glaube nicht, dass wir alle ein gemeinsames Verständnis von diesen Dingen teilen.

Julia Schütz: Um eine Vision einmal abzuleiten, also das, was ich darunter verstehe: Wenn sie sozusagen dann da ist, glaube ich, ist diese Bildungssegment-übergreifende Perspektive eine große Chance, die die Nationale Bildungsplattform hat. Also, dass dieses Silo-

denken aufgelöst erscheint. Ob das dann tatsächlich so wird? Das wissen wir nicht, denke ich. Aber die Idee dahinter ist zu sagen, dass Lernen und Bildungsprozesse irgendwie unabhängig von institutionellen Strukturen und Settings werden... – ich bin immer davon ausgegangen, dass das eine Vision dieser Nationalen Bildungsplattform ist. Und die finde ich total unterstützenswert und wichtig. Und das ist eine große Chance. Und ich hoffe auch, dass sie genutzt wird, weil sich jetzt vielleicht auch schon wieder abzeichnet, dass das vielleicht eher in den hochschulischen Bereich oder in die Erwachsenenbildung gehen könnte. Also wird wirklich jeder Lehrende, Lernende und jedwede Institution mitgedacht? Aber auch andere Prozesse? Da bin ich bei dem Begriff Bildungsherkunft, die in einer quantitativen Perspektive gemessen wird und immer nur auf formale Bildung abzielt. Und dass wir doch eigentlich ein Versäumnis haben, wenn wir immer Bildungsherkunft anhand von formalen Qualifikationen abfragen, wenngleich wir wissen, dass non-formale und informelle Bildungs- und Lernprozesse genauso wichtig sind und diese auch viel häufiger der Fall sind. Aber noch einmal zurück zur Vision, Ulrike, weil Du diese erwähnt hattest. Ich glaube, das ist es: Das wäre so eine Vision, bei der ich denke, dass es eine super Chance ist, einfach dieses Silodenken und das Lernen im Lebensverlauf unabhängig von Institutionen zu stärken, unabhängig von Bildungssegmenten und Strukturen.

Sandra Hofhues: Eine Chance verlieren wir im Diskurs mitunter selbst aus den Augen. Nämlich die, dass wir über eine Struktur sprechen. Und die Struktur ist in dem Fall eine *Infrastruktur*. Immerhin finden wir uns wieder in der Zeit, in der wir uns immer noch darüber unterhalten müssen, ob bestimmte Infrastrukturen zur Verfügung stehen – bausale technische Dinge, nichts Ausgefeiltes und keine Plattformen, *Infrastruktur*.

Ulrike Lucke: Steckdosen an der Wand, Wasserhahn – so etwas, genau.

Sandra Hofhues: Wenn wir immer noch bemerken müssen, dass diese Infrastrukturen nicht vorliegen, kann die Befassung mit Plattformen auch zur Chance werden. Auch weil die Infrastruktur ein politisches Unterfangen ist, ist naheliegend, dass sich die Politik hier einmischt. Insofern sehe ich darin grundsätzlich eine Chance.

Ulrike Lucke: Darf ich kurz verstärken an der Stelle? Nicht nur, dass die Politik sich einmischt, sondern es ist eine hoheitliche Aufgabe. Es gehört dadurch für mich auch wirklich zwingend in öffentliche Hände. Ich halte persönlich nicht allzu viel vom Privatisieren der Infrastrukturen, die wir zur Erfüllung hoheitlicher Pflichten brauchen.

Sandra Hofhues: Dadurch, dass die Kritik daran, was eine sogenannte Nationale Bildungsplattform sein kann, oft näherliegt, geraten diese hoheitlichen Aufgaben mitunter aus dem Blickfeld. Für mich ist das der zentrale Grund, warum das mit der Nationalen Bildungsplattform erst einmal folgerichtig war: Hat sie doch als politisches Bemühen auch eine Auseinandersetzung über den Status quo von Plattformen *für* Bildung deutlich in Gang gebracht. Also nie zuvor wurde so viel über Plattformen öffentlich gesprochen, debattiert, gerungen im Kampf um die Bedeutung digitaler Infrastruktur. Mir scheint

wichtig, der Politik hier zu attestieren, dass sie das gar nicht so schlecht gemacht hat. Auf der Umsetzungsebene hätte ich Kritik zu üben, aber dazu kommen wir sicher noch.

Ulrike Lucke: Diese Punkte, die das aufmacht, und die Diskurse, die plötzlich lauter geführt werden, haben aus meiner Sicht viel mit Erwartungshaltungen zu tun, auch mit vielleicht *überzogenen* Erwartungshaltungen. Etwa zum Thema Visionen. Ich versuche, es einmal auf die beiden Enden der Fahnenstange zuzuspitzen. Man könnte es als überzogene Erwartungshaltung einordnen, wenn privatwirtschaftliche Akteure im Bildungswesen plötzlich sagen: *Yeah, endlich kommen wir an die wertvollen User*innendaten heran. Das wollten wir doch schon immer.* Ich spitze bewusst zu. Oder in der anderen Richtung gedacht: *Yeah, offene Bildungsressourcen. Endlich kostet Bildung uns nichts mehr. Das kann ja die Community selbst machen.* So hattest Du, Sandra, es in einem zurückliegenden Workshop so schön ironisch formuliert. Also minimale Kosten bzw. maximaler Verdienst als Enden des Spektrums. Wo wollen wir uns dazwischen positionieren? Diesen Diskurs müssen wir führen. Oder auch was Du eben gesagt hast, Julia, mit dem Überwinden von einzelnen Silos. Auch das ist vielleicht zu viel Erwartungshaltung, wenn man dann alle Siloübergänge auflösen will. Die Bildungsdomänen werden ja nicht verschwinden. Ich werde immer Schule von Berufsschule von Hochschule unterscheiden können. Im Gegenteil, es soll schon spezifisch bleiben können. Aber die Übergänge sollen leichter werden. Und dafür muss man die Übergänge immer noch sichtbar lassen.

Sandra Hofhues: Das ist ein wichtiger Punkt. Mein Eindruck ist, dass das benannt werden sollte, dass quasi schon die frühere Version der Nationalen Bildungsplattform nie gewollt hat, das Bildungssystem zu verändern. Dieses Potenzial wird ihr allerdings attestiert. Ich würde so weit gehen, dass die Art und Weise, wie die Debatte geführt wird, genau das unterstellt, dass die Nationale Bildungsplattform oder, wie sie jetzt heißt, die digitale Vernetzungsinfrastruktur für die Bildung, diese (Ver-)Änderungen im Bildungssystem adressieren kann.

Ulrike Lucke: Digitale Vernetzungsinfrastruktur als Bezeichnung ist auch schon wieder veraltet.

Sandra Hofhues: Ist schon wieder alt? Naja, nennen wir es doch »Das da«.

Julia Schütz: Mein Bildungsraum, ja.

Ulrike Lucke: Ja.

Sandra Hofhues: Etwas hat hier ja scheinbar transformatives Potenzial. Darüber müssen wir sprechen. Ist es nicht das, was im Gange ist? Welche Transformationen kann eine Plattform anstoßen?

Ulrike Lucke: Wer hat denn das artikuliert, diese Erwartungshaltung, dass es unser Bildungssystem umstrukturieren wollte?

Sandra Hofhues: Mein Eindruck ist, dass viele, die sich im Moment mit Plattformen in der Bildung beschäftigen, genau diese Erwartungen daran richten. Ich bin mir gar nicht sicher, ob das so explizit benannt wird oder ob das nicht mitschwingt durch den Duktus, einzelne Begriffe oder Erzählungen, die sich infolge der Plattformbemühungen von zentraler Seite gleichfalls auf den Weg gemacht haben. Und nicht zuletzt dadurch, dass sich auch wirtschaftliche Akteur*innen am Bemühen beteiligen. Dieser Beteiligung *an sich* wird eine Transformationsbewegung in Richtung Wirtschaft unterstellt, ganz gleich, ob man es möchte oder nicht.

Julia Schütz: Darf ich noch einen Gedanken ergänzen? Zu Mein Bildungsraum: Wenn ich darüber nachdenke, also wenn ich jetzt auf die professionellen Akteure blicke: Dann löst dieser Begriff, mein Bildungsraum, quasi dieses Silo auf. Also eigentlich ist er ganz gut der Begriff.

Ulrike Lucke: Deswegen heißt ja unser BIRD-Projekt auch so.

Julia Schütz: Ja, also das ist ein guter Begriff: mein Bildungsraum. Wir wissen, was die Übergänge angeht, dass die professionellen Akteure im Erziehungs- und Bildungssystem relativ wenig Ahnung von dem haben, was vor ihnen war oder nach ihnen kommt. Und natürlich gibt es die Grundschule, die dann zur weiterführenden Schule irgendwie den Besuchstag anbietet. Eine Stunde mit Eltern und den zukünftigen Schüler*innen, aber mehr auch nicht. Aber letztendlich finde ich, dass diese Idee oder diese Vision in eine Richtung zeigt, dass die Lernenden und Lehrenden eher zusammenbleiben über den Weg.

Ulrike Lucke: Genau. Und das macht sie zu Akteuren. Das finde ich auch schön. Nicht das System verarbeitet Menschen und spuckt Absolvent*innen aus, sondern es ist *mein* Bildungsraum, in dem *ich* handle und Entscheidungen treffe, *ich* bewege mich, arrangiere *mir* den Raum so, wie *ich* ihn haben will. Das ist mein Verständnis hinter diesem Begriff. Das macht aber auch Verantwortungsübernahme bzw. Handlungskompetenz nötig. Da ist noch etwas zu tun, glaube ich.

Julia Schütz: Glaube ich auch. Ja.

Christian Leineweber: Darüber hinaus würde ich gerne auch noch einmal die andere Seite einfangen. Die Idee der Bildungsplattform oder des Bildungsraums hat unter Expert*innen ja durchaus ein geteiltes Echo hervorgerufen, was womöglich auch daran liegt, dass der Plattformbegriff kritisch besetzt ist. Vor diesem Hintergrund würde mich interessieren, ob er sich in Euren Arbeiten auch als Hürde erwiesen hat. Und wenn er sich als Hürde erwiesen hat: Mit welchen weiteren Begrifflichkeiten habt ihr Euch in der Projektarbeit kritisch oder reflexiv auseinandergesetzt?

Ulrike Lucke: Keine Hürde bei mir. Mit dieser Erklärung, mit der ich vorhin gestartet bin, gehe ich in die Diskussion hinein. Und das erweist sich als tragfähig. Also aus einer fachlichen Perspektive der Informatik ist der Plattformbegriff zutreffend und benutzbar.

Christian Leineweber: Kann man dies pädagogisch und/oder medienpädagogisch bestätigen?

Sandra Hofhues: Ich würde sagen: Nein. Bei uns sind, aus einer Projektperspektive gesprochen, unheimlich viele Theorien und Konzepte einer Prüfung unterzogen worden. So haben wir uns unserem Gegenstandsbereich etwa angenähert mit dem Verständnis der Infrastruktur. Wie verändert es unser Nachdenken, wenn wir statt von Plattformen von Infrastruktur sprechen? Also wie wird dadurch ein Deutungshorizont erzeugt? Wir haben auch darüber nachgedacht, wie viel Subjekt in dem Objekt Plattform steckt. Hat sie eine handelnde Komponente? Diskussionen, die unter Subjektivierungsaspekten geführt werden, gehen doch von stärkeren Einflüssen von Plattformen auf Menschen aus, als dies in einer Perspektive auf Objekte der Fall ist. Neben solchen Tiefenbohrungen möchte ich jenen Begriff der Bildungsreise oder überhaupt das Reisen erwähnen; das war im Projektkontext eine auffällige Metapher, die immer wieder hervorgebracht wurde. Wir fragten uns, wie diese zu Raumtheorien passen. Zu unserer Herangehensweise gehört daher systematische Begriffsarbeit im Zuge unserer Datenauswertung.

Julia Schütz: Ich überlege gerade, ob es weitere Begrifflichkeiten gab.

Sandra Hofhues: Ich muss auch an den Macher*innen-Begriff denken. Dieser wurde von uns in gewisser Weise konstruiert und, wenn wir ehrlich sind, hat uns der Macher*innen-Begriff mehr Kopfzerbrechen bereitet als der Begriff Plattform.

Julia Schütz: Er bereitet uns immer noch Probleme.

Sandra Hofhues: Also mit Blick auf Plattformen würde ich sagen, konnten wir eine gewisse Einigkeit herstellen. Wir wussten so ungefähr, was wir da im Blick haben. Und das reicht erst einmal, um ins Feld zu gehen. Mit Blick auf Macher*innen war das schwieriger. Es galt einen Startpunkt zu finden. Wen haben wir im Blick, wenn wir von Macher*innen sprechen?

Julia Schütz: Für mich kam der Macher*innen-Begriff Anfang der 2000er Jahre an der Universität Frankfurt ins Spiel. Es gab damals WebCT. Ich weiß nicht, ob Ihr das kennt, das war der Vorläufer von Blackboard. Da haben wir ein Projekt gemacht. Und dann haben wir gedacht, okay, wir sollen jetzt alle WebCT nutzen. Und wir hatten Studierende in unseren Seminaren der Erwachsenenbildung und haben gesagt: okay, wir müssen die befähigen, ja ermächtigen, dass sie nicht nur User*innen bleiben. Und dann haben wir dieses Projekt »Vom User zum Macher. E-Learning mit WebCT« genannt, damals noch männlich gegendert. Was dann von der großen Initiative »studiumdigitale« (Goethe Universität Frankfurt a. M., o. J.) gefördert wurde. Und so kam der Macher*in-Begriff ins Spiel. Damals, also vor gefühlten 120 Jahren. Mich interessieren nicht so sehr die Lernenden oder die Adressaten von pädagogischen Interaktionen oder Interventionen, sondern die Machenden, die Handelnden. Und ich glaube, dass vom Machen zum Handeln etwas ist, wo wir darüber nachdenken und weiter nachdenken müssen. Also was und wie strukturieren Plattformen Handlungen? Aber auch das Machen, ja sowohl der Pro-

fessionellen oder der Lehrenden in dem Fall als auch der Adressat*innen und Kund*innen. Es ist vielleicht etwas vorgegriffen mit der Frage: Würdet Ihr Euch wieder für den Macher*innen-Begriff entscheiden? Ich finde den total spannend, aber er ist für mich auch noch nicht gelöst und es gibt dazu auch einfach wenige Erkenntnisse. Und aus einer Perspektive der Berufsgruppenforschung heraus haben wir angefangen zu sagen, woher kommt eigentlich der Begriff der Macher*innen? Und dann kommt man tatsächlich vom*n der Schuhmacher*in über den*die Hutmacher*in. Also es gibt unterschiedliche Berufsbezeichnungen, die dieser Macher*innen-Begriff beinhaltet, was ich total interessant finde. Und auch, dass das in heutiger Zeit häufig im künstlerisch-kreativen Bereich liegt. Und ich finde, ohne dass ich das jetzt begründen könnte, dass das sehr passend ist, auch wenn ich an Plattformen, über Plattformen (nach)denke. Jetzt habe ich aber die Frage vorweggenommen.

Christian Leineweber: Hier fände ich eine Konkretisierung der Forschungsperspektive sehr spannend. Sandra, Du hattest gesagt, dass durch den Plattformbegriff die Frage nach Subjekt und Objekt im Grunde genommen neu verhandelt wird. Konkret habt Ihr im Projekt bildungsbereichsspezifische und bildungsbereichsübergreifende Nutzungspraktiken untersucht. Wie genau kam es eigentlich zu dieser Idee? Warum scheint gerade die Forschungsperspektive sowohl für technische als auch medienpädagogische Fragestellungen relevant zu sein?

Sandra Hofhues: Wenn ich mir überlege, was wir wissen wollen, denke ich an Diskussionen über das Projektanliegen mit Ulrike Lucke, aber auch mit Julia Schütz bezüglich eines passenden empirischen Zugriffs. In Gesprächen hat sich relativ schnell herauskristallisiert, dass wir interessiert sind an einer gewissen Praxis, nämlich an jener, wie die sogenannte Nationale Bildungsplattform zustande kommt. Und das, was wir dort als Praxis umrahmt haben, war konzeptionell die Nutzungspraxis. Und diese Überlegungen finden sich in einer spezifischen Zeitlichkeit wieder. Wir hatten beispielsweise keine konkrete Plattform, die wir sehen konnten, kein schriftliches Konzept, das wir besprechen konnten. Sondern wir wussten, dass die Vorstellung einer Nationalen Bildungsplattform im Raum steht. Das heißt, wir brauchten einen empirischen Zugriff, der es uns ermöglichen würde, auf diese kollektiven Vorstellungen zuzugreifen, ohne eine konkrete Plattform zu kennen. Und diese Vorstellungen sind natürlich geleitet von dem, was wir als Erfahrung von unseren eigenen und zum Teil auch unterschiedlichen empirischen Zugriffen auf dieses Themenfeld mitbringen. Dazu gehört auch zu wissen, dass es sehr viele Forschungen zu Nutzer*innen bzw. zu User*innen gibt. Es wird heutzutage einfach gern auf die Seite geguckt, wie etwas wirkt. Zu dieser Einsicht gehört zugleich, dass es wenige Forschungen darüber gibt, wie etwas, zum Beispiel eine Plattform, zustande kommt. Und das hat uns dahin geführt, würde ich aus der Erinnerung sagen, dass wir uns dem Machen und damit den Machenden zugewendet haben. Scheinbar etablierte Theorien über den Gegenstand wollten wir damit auch verlassen, so wollten wir weder vom Handeln sprechen noch den Praxisbegriff überbetonen. Als empirisch forschende Wissenschaftlerinnen wollten wir die Daten sprechen lassen. Natürlich haben auch wir als qualitativ Forschende bestimmte Konzepte, die wir sensibel mitführen. Aber letztlich geht es uns darum, was in bestimmten Zusammenhängen oder Kontexten beobachtet und/oder ver-

balisiert wird, um diese Hinweise entsprechend unserer Vorgehensweise zu interpretieren und Lesarten beispielsweise mithilfe von Gruppendiskussionen und der dokumentarischen Methode zu entwickeln.

Ulrike Lucke: Das heißt, Ihr habt im Prinzip so einen Bedeutungsschwenk hereingebracht. Wenn ich Eure beiden Storys nebeneinanderlege, war das in Frankfurt mehr so ein Machen auf der vorhandenen Plattform, während es für Euch im BIRD-Kontext das Machen der Plattform selbst ist?

Julia Schütz: Ja, ich finde, Sandra Hofhues hat das wirklich sehr gut zusammengefasst, aus der empirischen Forscher*innen-Perspektive. Wir hatten nichts, quasi. Wir hatten keine Plattform, wir hatten keine Aktiven, wir hatten auch noch nicht wirklich die Macher*innen. Wir hatten auch keine User*innen oder die Nutzenden, wir hatten nichts und mussten trotzdem eine Forschungsfrage generieren bzw. zusammenführen, was uns interessiert. Mit den Vorerfahrungen, mit den Möglichkeiten, die quasi das methodische Repertoire auch hergeben. Dass wir auf die Macher*innen gekommen sind, finde ich, wenn ich das jetzt so betrachte, voll den Clou! Das ist gelungen. Ich denke, gäbe es etwas oder wäre schon etwas da gewesen, könnte ich mir vorstellen, dass unsere Forschungsfragen ganz anders ausgesehen hätten und möglicherweise wären wir niemals auf die jetzigen gekommen.

Ulrike Lucke: Ja, im Prinzip umschreibt Ihr etwas, das ich als ewiges Dilemma in unseren Forschungs- und Entwicklungsarbeiten sehe. Dass Du immer mit Leuten über Dinge sprichst, die Du ja gerade erst dabei bist zu bauen. Also wie soll ich denn mit jemandem, der künftig mal User*in auf einer Plattform sein wird, Anforderungen erheben, wenn es dieses Ding noch nicht gibt? Und wenn es nicht mal die Vorstellung davon gibt? Was habe ich denn gerade für einen Bedarf? Wie könnte ein Werkzeug aussehen, was diesen Bedarf deckt? Also bist Du immer auf die Vorstellungskraft der Leute angewiesen. Dass die überhaupt das technisch Mögliche soweit extrapolieren können, dass sie dir die zukünftige Möglichkeit beschreiben können. Und da hängen wir ja ewig dran beim Erheben von Anforderungen in Entwurfsprozessen.

Christian Leineweber: Das heißt: Die Frage, ob Ihr Euch wieder für den methodischen Kniff eines Fokus auf die Macher*innen entscheiden würdet, müsste ganz klar mit »Ja!« beantwortet werden. Ist das so richtig zusammengefasst?

Julia Schütz: Beim zweiten Mal sowieso, glaube ich, weil wir ja dann Vorarbeiten hätten. So könnte man es sehen. Aber es hat uns das Leben nicht leicht gemacht. Das macht es uns immer noch nicht leicht. Aber bis dahin, bis wir unsere Forschung abgeschlossen haben, ist es wahrscheinlich leicht. Aber jetzt gerade finde ich es schon auch schwierig.

Sandra Hofhues: Ich meine auch zu sehen, dass es uns gelungen ist, mit dem Begriff Macher*innen etwas zu greifen, das die Perspektive weitet auf Entwickler*innen, Informatiker*innen, Projektmanager*innen und Wissenschaftler*innen etc. in ihrem praktischen Tun. Also wir hätten ja viele präzise Personenbeschreibungen, die sich aufdrän-

gen würden, die wir bewusst *nicht* gewählt haben. Julia Schütz hat vom Clou gesprochen. Macher*innen in den Blick zu nehmen, hat uns letztlich erlaubt, in dieses Feld gut informiert, aber gleichzeitig offen hineinzugehen. Und das war wichtig. Das war auch für unsere Ergebnisse wichtig.

Ulrike Lucke: Und noch mal geöffnet gegenüber dem Begriff, den ich sonst an der Stelle verwendet habe. Wir haben da in früheren Arbeiten oft von Konstrukteuren oder Co-Konstrukteuren gesprochen, aber das ist viel enger an den eigentlichen Entwurfsentscheidungen dran. Selbst wenn das jetzt nur Leute sind, die konfigurieren oder Anforderungen liefern oder so etwas. Bei euch sind aber bewusst auch die mit beispielsweise ökonomischen Interessen inkludiert, die wir in diesem Co-Konstrukteursbegriff immer als die Gegenspieler*innen identifiziert haben, die andere Absichten verfolgen als die Leute, die das System entwickeln. Also Marketingabteilung gegen Entwurfsabteilung oder ähnliche Positionierungen. Und Euer Begriff fasst das alles in eins. Und das finde ich hilfreich an der Stelle, weil es nicht losgelöst betrachtet werden kann.

Julia Schütz: Ja, es ist die größte Klammer. Wer sind das denn eigentlich – alle? Also wie kann man sozusagen eine große Klammer finden? Und ich glaube, das haben wir im Zusammenhang mit der Plattform, mit dem Plattformbegriff oder mit der Nationalen Bildungsplattform durch diesen Macher*innen-Begriff finden können.

Ulrike Lucke: Wollt Ihr da noch mal wieder zurück, nicht zu dem Machen der Plattform, sondern machen auf/in der Plattform? Ist das ein Perspektivwechsel, den ihr noch mal spannend fändet? Oder ist diese Seite, was Du aus Frankfurt erzähltest, mit »Vom User zum Macher« jetzt obsolet?

Julia Schütz: Die ist jetzt für dieses aktuelle Projekt so.

Ulrike Lucke: Ja, aber ist das eine grundsätzliche Entscheidung? Also hat sich der Macher*innen-Begriff für Dich verändert dadurch, dass Du ihn jetzt hier so verwendest?

Julia Schütz: Ja, also der verändert sich. Also in Frankfurt damals zu der Zeit, da haben wir den gar nicht reflektiert, also nicht wirklich reflektiert, sondern wir haben ihn im Grunde immer nur als Gegenspieler zum User*innenbegriff gesehen. Und dies im Kontext der Erwachsenen, also der Lehre in der Erwachsenenbildung. Dass wir gesagt haben, die Studierenden, die haben ein Zertifikat bekommen, dass sie jetzt E-Learning-Tutor*innen – Macher*innen – sind. Ich glaube sogar auf dem Zertifikat stand dieser Macher*innen-Begriff oder nur der Macher-Begriff damals. Aber da haben wir diesen Begriff nicht so stark reflektiert. Das tun wir nun erstmals. Also ich tue das erstmalig in diesem Projekt und ich bin überzeugt, dass der wirklich auch für andere Kontexte viel hergeben könnte.

Ulrike Lucke: Ich finde ihn auch nicht falsch für diese andere Perspektive. Weil er wieder anschließt an so etwas wie Maker Education oder ähnliches. Da hast Du ja auch die Plattform (der Maker Space, die Werkzeuge, die Materialien) und die Beschäftigung mit den

Möglichkeiten, die sie bietet. Was ich an der Stelle spannend finde, ist, dass das nur mit bestimmten Plattformen so funktioniert. In der Literatur werden Transaktionsplattformen und Innovationsplattformen unterschieden (Gawer, 2021). Zu den Transaktionen zählt das von mir eingangs erwähnten Beispiel Uber. Amazon als Web-Shop wäre ein weiteres Beispiel dafür; zugleich ist Amazon aber auch ein Infrastrukturanbieter und damit eine Innovationsplattform – Du kannst mit deren Diensten etwas Neues erschaffen, also sozusagen Machen *in* der Plattform. Aus dieser Perspektive passt sozusagen nur das Machen *der* Plattform auf Euren Begriff. Die Nationale Bildungsplattform integriert Anteile von beidem.

Sandra Hofhues: Wenn Digitalisierung als Digitalität sichtbar wird, dann brauchen wir einerseits Untersuchungen, die das Machen auf Plattformen beobachten. Mit allen Möglichkeiten, die die empirische Forschung dahingehend zu bieten hat. Und wir brauchen andererseits Untersuchungen, die dazu beitragen, konzeptionell anders auf Konstrukte zu gucken. Vermehrt müssten wir meines Erachtens darauf schauen, wie bestimmte Vernetzungen untereinander wirksam werden. Somit halte ich es nicht für einen Zufall, dass sich gerade im Kontext unseres gemeinsamen Projekts viele Arbeiten entlang von Governancestrukturen bewegen. Künftige Infrastrukturen bedeuten auch einen Eingriff in unseren Alltag.

Christian Leineweber: Hier ist ja schon ein Blick in die Zukunft angedeutet. Wie ich herausgehört habe, habt Ihr viel Klarheit im Projekt gewonnen. Mich würde zum Abschluss unseres Gesprächs noch interessieren, welche Fragen aus Eurer Sicht derzeit noch offen sind und wie sich solche Offenheiten zukünftig forschungsbasiert thematisieren lassen.

Ulrike Lucke: Was Sandra Hofhues mit dem Thema Governance angesprochen hat, beschäftigt mich sehr. Auch wieder das gleiche Dilemma, was ich vorhin skizziert habe. Das Ding existiert noch nicht, aber wir müssen uns schon über Steuerungsmechanismen oder überhaupt Steuerungsbedarfe Gedanken machen, ohne dass auch nur die Vision scharf genug ist, um eingrenzen zu können, worüber wir reden (Gleiß et al., 2023). Also Du musst, bevor das Kind in den Brunnen gefallen ist, schon die gesamte Governancestruktur etabliert haben, damit eben keine Kinder in den Brunnen fallen. Aber wie willst Du das entwerfen, wenn Du gar nicht weißt, worauf es hinausläuft? Das finde ich extrem spannend, weswegen das auch von Anfang an ein Gegenstand unseres Projektes gewesen ist. Und ich freue mich, dass wir mittlerweile in einem mehrschrittigen, aufwendigen Prozess an dem Punkt sind, wo wir konkreter diese Visionen zum Plattformtypus herausarbeiten können. Und welche Governancefragen werden da jeweils sichtbar? Wie kann man ihnen begegnen? Welche Governancemodelle kommen in Frage, um das zu adressieren? Und wie können ganz konkrete Governancestrukturen aussehen, mit denen man das dann steuern kann? Und das finde ich mega spannend. Das heißt noch lange nicht, dass da jetzt plötzlich ein Gremium etabliert ist, weil wir erst mal nur Möglichkeitsräume aufzeigen. Entscheiden muss am Ende das BMBF. Aber das Themenfeld überhaupt aus einer theoretischen Perspektive zu erschließen, aus den Ideen der Menschen, die in der Bildungspraxis stehen, auf die Visionen zu schließen, finde ich spannend.

Sandra Hofhues: Einen linearen Ablauf.

Ulrike Lucke: Oder eher einen zyklischen.

Sandra Hofhues: Wie auch immer, es geht um einen *definierten* internen Ablauf. Das steht im Kontrast zu dem, wie ich über Standards und über Menschen denke. Und das macht die Befassung für mich als Wissenschaftlerin reizvoll. Wenn man etwas in Prozesse übersetzen muss, gibt es dann Optionen dafür, das so zu tun, um Menschen gerecht zu werden?

Ulrike Lucke: Bei diesem Gedanken an eine grundlegende Infrastruktur, den Du vorhin geäußert hattest, wird gut sichtbar, warum es nicht ohne Standardisierung geht. Wenn ich meinen Stecker in die Steckdose stecken will, muss klar sein, wie dick und wie weit auseinander die beiden Pins sind. Sonst kommt kein Strom in mein Gerät. Die Frage ist, wo ist Individualität zulässig – bei der Wahl Deines Notebooks zum Beispiel? Wie weit beeinträchtigt Dich auch diese Standardisierung? Wie weit bist Du in der Lage, sie zu akzeptieren? Wir können alle auch mit unseren Geräten nach Amerika reisen, wenn wir dort Adapter verwenden. Das ist ja okay, wenn die Adapter taugen, wenn sie zuverlässig sind. Also ich finde Standardisierung nicht schlimm. Sie macht mir keine Angst. Für mich ist sie eher eine Schutzplanke, die mich davon abhält, den Abgrund herunter zu sausen. Solange ich noch ausreichend Wahloptionen habe und nicht genötigt bin, etwas ganz Bestimmtes auf nur diese eine Weise zu machen.

Julia Schütz: Die Frage war: Wie lassen sich Plattformen in der Digitalisierung noch gestalten? Das interessiert mich weniger. Mich würde interessieren, von wem sich Plattformen gestalten lassen. Und da denke ich an die pädagogisch Tätigen. Also ich bin quasi Personalrätin der pädagogischen Berufsgruppen und deswegen frage ich mich eher, wie können sie mitgestalten? Also, wie können sie eher partizipieren? Oder nicht partizipieren, sondern wie man deren Interesse dafür wecken kann, dass sie Plattformen gestalten als pädagogische Akteur*innen.

Ulrike Lucke: Wer würde denn deren Arbeitsumgebung mitgestalten, ohne dass wir jetzt über digitale Plattformen reden, sondern ganz normal im Hier und Jetzt, in der Schule oder Hochschule. Wer spricht da die Stimme der Lehrenden?

Sandra Hofhues: Die gewählten Vertreter*innen.

Ulrike Lucke: Was hält sie davon ab, das beim Thema digitale Plattformen auch zu machen?

Christian Leineweber: Vielen Dank für das Gespräch und Eure interessanten Antworten.

Förderhinweis

Finanziert durch das BMBF und die Europäische Union – NextGeneration EU (Förderkennzeichen: 16NB001 und 16NB010, BIRD). Die geäußerten Ansichten und Meinungen sind ausschließlich die der Autor*innen und spiegeln nicht unbedingt die Ansichten der Europäischen Union oder der Europäischen Kommission wider. Weder die Europäische Union noch die Europäische Kommission können für sie verantwortlich gemacht werden.

Literatur

- Gawer, Annabelle (2021). Digital platforms' boundaries: The interplay of firm scope, platform sides, and digital interfaces. *Long Range Planning*, 54(5), 102045. <https://doi.org/10.1016/j.lrp.2020.102045>.
- Gleiß, Alexander, Degen, Konrad, Knoth, Alexander, Pousttchi, Key & Lucke, Ulrike (2023). Governance principles and regulatory needs for a national digital education platform. *Public Policy and Administration*, 0(0). <https://doi.org/10.1177/09520767231202327>.
- Hofhues, Sandra, Schiefner-Rohs, Mandy, Aßmann, Sandra & Brahm, Taiga (Hg.) (2020). *Studierende – Medien – Universität. Einblicke in studentische Medienwelten*. Waxmann. <https://doi.org/10.25656/01:20504>.
- Goethe Universität Frankfurt a. M. (o. J.). *Das Team von studiumdigitale*. https://www.studiumdigitale.uni-frankfurt.de/75858862/Das_Team_von_studiumdigitale (14.03.2025).